

18]

Das Blut.

Roman von J. J. David.

(Nachdruck verboten.)

Neugierige Kinder drängten um das Zelt und küpften die wettergraue, vielgeflickte Leinwand oder lagen zu Boden und versuchten, so etwas der Wunderdinge zu erspähen, die darinnen vorgingen. Man ließ sie gewähren, weil doch manch eines ein andermal mit erbettelten Kreuzern die Neugierde stillte, die ihm nun nur gereizt worden war. Frau Salome wollte vorbei, wie sie es gewohnt war, aber jenes vielbezwungene Verlangen war an diesem Tage in ihr stärker denn je. Sie wollte endlich einmal sehen, was die thäten, zu denen ihr Pflegekind durch eigenes Wollen, durch ererbtes Blut und durch Schädigung gehörte. Sie trat rasch ein; hastig, als fürchte sie, es könne sie sonst noch gereuen, zahlte sie, was man begehrte, und stellte sich so, daß sie von niemandem gesehen werden konnte, der im Zirkus zu thun hatte. Ihr war Angst davor.

Die Vorstellung war schwach besucht. Nicht mit Unrecht, denn kläglich in jedem Betracht war das, was geboten wurde. Die Pferde waren alterslahm, die Spazmacher wirklich und nicht nur zum Scheine ungelent. Man unterhielt sich trotzdem sehr gut; die goldene Jugend der Tuchmacherstadt, die Fabrikantensöhne besetzten die erste Reihe, rissen ihre Wihe und belachten sie gegenseitig pflichtschuldigst. Ihnen war die Vorführung nur eine willkommene Gelegenheit, ihren Geist leuchten zu lassen, und nicht diejenigen, welche sich bisher gezeigt, waren es gewesen, die diese Herrchen in den Zirkus gelockt. Sie schienen etwas zu erwarten — das erkannte Frau Salome mit ihrem nüchternen, scharfen Blick, der hinter den geschminkten Gesichtern auch das ungeschminkte Elend gewahrte; was war das? Ihr erkelte davor, noch ehe sie es gesehen; aber dennoch hielt sie aus, ohne recht zu wissen, was sich vor ihr begab, mit ihren Gedanken ganz anderwärts und wiederum beklemmt von einer sonderbaren Unruhe, die ihr fast übel machte und ihr alles mit einem mißfarbigen Schleier umzog. Da erklang eine Fanfare. Die erste Reihe brach in ein wüthendes Händeklatschen, in ein: „Bravo! Bravo, Gabriele!“ aus. Der Flor zerrann; sie spähte aus — und so sah sie ihr Pflegekind wieder. In einer Tracht, die ihr das Blut zu Häupten trieb; auf dem Rücken eines Lendenlahmen Gaules ihre Sprünge machend, mit dem „Cousin“, dem Clown, die gewohnten Redensarten tauschend, diesen und jenen der Zuschauer vertraulich mit verständnißinnigem Kopfnicken grüßend. Um ihre Lippen lag ein Lächeln, das gewerbsmäßig und dennoch süß war; immer noch war ihre Anmuth natürlich und groß. Ihr Gesichtchen war „angestrichen“, wie es Salome nannte; aber seine Schönheit blieb ungemindert dadurch.

„Die Schamlose!“ schrie es in Frau Salome, „nicht einmal ihren Namen hat sie abgelegt!“ Sie verhielt den Athem, sie wagte keine Bewegung, damit sie sich nicht verrathe, pries ihre Klugheit, die sie einen so versteckten Platz hatte wählen lassen, und litt wieder, nun es in ihr stürmte und hämmerte, unter der gezwungenen Regungslosigkeit. Die ganze Nummer mußte sie so mitansehen; das Danken, das Buhlen mit Augen, ehe sie mit schwerer und beklommener Brust ins Freie konnte. Ihr war, als hätte sie selber sich so entblößt der Welt gezeigt, und dabei mußte sie da zusehen, daß sich „ein solches Spektakel“ mindestens in der Stadt, der sie so nahe lebte, nicht wiederhole. Sie selber aber konnte nichts dazu; es wäre ihr unmöglich gewesen, mit Gabrielen auch nur ein Wort zu sprechen. So empfand sie ihre Ohnmacht heftig, während sie langsam bergan stieg. Sie wollte eilen und jede raschere Bewegung brachte ihr ein starkes Stechen in der Brust, ein Klirren vor den Augen, das sich bis zum Schwindel steigerte. So stärker aber wurde auch das Gefühl ihrer Vereinsamung und daß sie keinen Vertrauten, keinen, der in ihrem Sinne handeln könne, um sich wisse. An Rupert dachte sie nicht in solchem Betracht; dem mußte zulängst verhohlen bleiben, was sie eben ersah. Sie wußte nicht warum, aber in diesem Augenblicke that ihr das fast wehe.

So kam sie heim. Auf seinem gewohnten Platze saß der Schullehrer und erhob sich bei ihrem Eintreten. Das vertraute Gesicht war ihr willkommen, und einer plötzlichen Eingebung ohne alles Bestimmen folgend, trat sie ihn an: „Wollen

Sie mir einen Gefallen thun, Herr Lehrer?“ Er nickte eifrig und fast glücklich, und sie ging zu einem großen Spinde, das sie hastig aufschloß. Aus einer Lade nahm sie dann Geld — wie viel, konnte Glogar nicht erkennen, aber die Summe schien ihm beträchtlich — und that es in einen Umschlag: „So, das bringen Sie ihr.“

„Wem?“

„Ja, Sie wissen noch nichts. Drin, in der Stadt, ist eine Kunstretterbande, und dabei ist“ — der Name würgte sie, und sie fuhr stockend fort — „ist Eine. Der geben Sie das, aber nur, wenn sie noch heute fortgeht und Ihnen verspricht, nie mehr in die Gegend zu kommen. So wenigstens nicht mehr,“ verbesserte sie sich, als er sie traurig und wortwurfsvoll ansah. „Und Sie werden gegen jeden über die Post schweigen, die ich Ihnen gegeben — ja, Herr Lehrer? Und bringen mir noch heute Botschaft, was war und wie sie sich benommen hat? Aber ich rede ins Blaue; ich bin ganz wirr. Heute geht es nicht mehr; es müßte schon ganz Nacht sein und der Rupert wäre zu Hause, ehe Sie mir Bescheid geben könnten. Aber morgen, nicht wahr, Herr Lehrer? Mit dem Frühesten, ja? Ich kann es nicht erwarten! Wenn es wer erfährt! Wenn es wer erfährt!“ Nagte sie.

Wenn es eines giebt, das den Menschen so recht seine Unmacht fühlen läßt einer stärkeren und unbarmherzigen Gewalt gegenüber, dann ist es eine Zeit angstvollen Harrens. Man möchte ihr Flügel leihen und man muß dabei sehen, wie Minute nach Minute schwer vorüberkeucht und sich Athem holend verweilt. Das hat Frau Salome in dieser Nacht der Beängstigung und der Pein, der Sorge davor, Gabrielen's Schande, die Erbschmach ihrer Schwester, könne kundbar werden, zur Gänze kennen gelernt und ausgelostet, und mußte dabei Mienen wie Worte hüten, daß nichts ihre Beklemmung und ihr Herzeleid verrathe — das Herbst für einen starken und ehrlichen Menschen. Und als Glogar endlich kam, da war sie nur eines Gedankens fähig: „Ist sie fort?“ Und als er nickte, da holte sie tief und röchelnd Athem, und ihre Hände suchten nach einer Stütze. Dann: „Und wie haben Sie das Kind getroffen?“ Er aber, systematisch wie in allem, was er that, erzählte ihr wohlgeordnet und hübsch der Reih nach von seinem Gange in die Stadt, seinen Gedanken dabei, wie er dann nach ihr im Zirkus suchen müssen und dann sich gedulden, bis er sie sprechen konnte. Sie hatte nämlich gerade Besuch bei sich. Wen? Das wußte er nicht. Aber sie war herzlich und liebenswürdig gegen ihn, nur eben anders, als sie es früher gewesen, und hatte der Tante tausendmal danken lassen und ihr alles versprochen, was sie immer nur begehrte, und sich bereit erklärt, mit dem ersten Morgen fortzugehen für immer; vielleicht könne sie jetzt, wo sie Geld habe und fähig sei, sich einigermaßen auszustaffieren, zu einer besseren Gesellschaft. Ihm aber schenkte sie zum Andenken ein Bild im Kostüm.

„Wo ist's?“ fragte Frau Salome mit beklommener Stimme. Er hielt es ihr arglos hin; sie aber warf nur einen raschen Blick darauf, dann brach sie es, riß es mit einem jähen Rucke und im Zorne auslodern in viele Stücke und trat die mit Füßen. Und als er erschüchtert schwieg, forschte sie endlich: „Und wie war Ihnen dabei, Herr Glogar?“

„Nicht gar wohl, wie ich sie gesehen habe und hörte, wie sie nun lachte, nun weinte; wie sie zutraulich und fast zärtlich war zu mir, und jetzt ihr Leben lobte und schwor, sie gehe nie mehr fort davon, und dann klagte, die Zeit werde kommen, wo sie elendiglich verhungern müsse. Das hat mir nicht gefallen, und mir war gar nicht wohl dabei. Sie schien mir sehr und nicht zum Vortheile verändert gegen früher,“ gestand er.

Sie näberte ihren Mund seinem Ohr. „Das ist mir zu hochdeutsch, wie Sie es da sagen,“ flüsterte sie. „Ich habe kein Wort mit ihr geredet; aber wie sie hereingekommen ist auf ihrem Gaul und nichts gewußt hat, wie lächeln und schönthun mit einem jeden Lassen, da kann ich Ihnen sagen, wie mir gewesen ist: wie einem, der eingezwängt ist im Gedräng, daß er nicht einmal die Hände rühren kann, und man speit ihm ins Gesicht. Er aber kann sich nicht rächen, und nicht einmal abwischen kann er die Beschimpfung.“

„Sie sind ihr wohl sehr gram, Frau Lohwag?“ rief er kummervoll.

Salome verneinte nachdrücklich. „Bin's nicht. Weil ich heftig war, wie ich das Bild gesehen habe? Das ist Natur, und gegen die kann niemand. Aber wer dort ist und dort hält, wo ich jetzt stehe, der ist niemandem gut und keinem böse. Wer das recht begreift, der sieht die Sachen geschehen und thut, was ihm zukommt. Nur weil er nicht anders kann, und nicht weil er glaubt, es nützt wem.“ Sie sah sich um, ehe sie fortfuhr, und dämpfte ihre Stimme so sehr, daß sie der Lehrer kaum vernahm.

(Fortsetzung folgt.)

Das kommende Jahrhundert.

Die Schauer einer neuen Zeit durchritteln uns, alle aber mit verschiedenen Gefühlen empfinden wir sie. Für das Proletariat, das sich zur Sonne aufzustiegen ansieht, bedeuten sie einen frohen Morgen, für die herrschenden Klassen das Ende ihrer Herrlichkeit. Und beängstigt fragen sie sich nach dem Inhalte der neuen Kultur, stehen besorgt am Krankenbett ihrer Zeit und suchen aus den verschiedenen Zeichen das Bild der Zukunft zu errathen. Und nun zerlegen sie sorgfältig alle Einflüsse und Strömungen, die ihre Kultur zu bedeuten hatten, und wägen, die geistige Signatur der Zukunft prophezeien zu können — doch das sind schon ihre fortgeschrittensten Angehörigen, die sich mit solchen Grillen plagen. Denn es lösen sich von der Bourgeoisie immer diejenigen ab, die unabhängig von den materiellen noch die geistigen Interessen wahren zu können glauben. Einmal gehörte ökonomische und geistige Macht zusammen, und in diesem Sinne gab es gewiß ein Goethe'sches Deutschland, vorausgesetzt, daß man unter diesem Sammelnamen diejenige Klasse versteht, die sich diese Macht eroberte. Freilich blieb das deutsche Bürgertum stets eine beträchtliche Spalte hinter seinem Führer zurück, im Guten wie im Bösen; hatte der Krämersinn nicht allzu viel für das hohe, reine Menschenthum eines Goethe übrig, so bewahrte ihn sein am Materialen Liebendes Interesse auch vor jenen weltentfernten Sichselbstgenügen, das „raum- und zeitlos“ über allem Irdischen schweben will. Auch ein Bismarck'sches Deutschland hat es in diesem Sinne gegeben und giebt es noch. Nichts ist bezeichnender für den Verfall des Bürgertums, als daß es seinen namengebenden Helden nicht mehr aus sich selbst hervorbringen kann, sondern ihn zähnelnrischend von seinem Feinde, dem Junkertum, übernehmen muß. Man braucht gar nicht die historische Rolle Bismarck's zu überschätzen; für die Bourgeois-Kultur genügt er vollkommen als Heiliger, und worin er besonders ein leuchtendes Vorbild ist, braucht sozialdemokratischen Lesern nicht erst auseinandergelegt zu werden.

Nunmehr aber gehören ökonomischer und geistiger Besitz nicht mehr zusammen; die Bourgeoisie hat beide Hände voll zu thun, ihre ökonomische und politische Macht festzuhalten, da muß sie schon die geistigen Güter fahren lassen. Sie hat auch niemanden mehr, der ihr das Banner der Ideale vorantrüge; denn ihre Künstler und Gelehrten, soweit sie nicht ganz dem kapitalistischen Zauberkreis verfallen sind, stehen zwischen zwei Welten: durch Geburt und Erziehung fesselt sie die eine, durch Aufnahmefähigkeit und Begabung zieht die andere sie an. Sind also für die herrschenden Klassen diese Schauer einer neuen Zeit wesentlich Todeschauer, so steht es doch anders mit ihren Ideologen. Die einen ziehen sich resignirt vom Kampfe zurück, hängen sich in ihre Seelenregungen ein und lauschen der „intimen“ Kunst, die andern aber wollen ihre schönen Träume aus dem Zusammenbruch ihrer realen Bedingungen hinüberretten in ein neues gelobtes Land, das sie wohl selbst nicht zu betreten, aber doch wenigstens zu schauen vermeinen. Und so vermögen sie sich auch des chaotischen Zustandes der Geister zu freuen, und ihr „Was will das werden?“ tönt in frohe Zukunftshoffnung aus.

In diesem Streit der Meinungen und Geister erhebt auch Julius Hart seine Stimme, und man muß ohne weiteres zugeben, daß sein „Ausblick auf das kommende Jahrhundert“ in seinem Buche „Der neue Gott“, eine Fülle glänzender Gedanken und mannigfacher Anregungen bringt. Hart ist ein Gemisch von Dichter und Philosophen, und das Visionäre, Phantasievolle in ihm läßt sich nur schwer von dem klaren Wissen und dem nüchternen Forschen meistern, über das er in hohem Grade gebietet. Sein Buch verdient jedenfalls ein aufrichtiges Lob, — aber ebenso aufrichtigen Widerspruch in manchen Punkten; denn auf nichts hat ein ehrlicher Mann mehr Anspruch, als auf ehrliche Worte.

Der philosophisch-religiöse Mensch, der höchste Idealführer, der das Ganze der Welt umspannt, der Brahmane und Weise, der um eine ganze Weltanschauung und um eine ganze Besterlösung ringt, ersieht in dieser Kultur der allernächsten Nähen, die eben immer Aufgabe der kleineren Tagesgeister sein wird. — Mit diesen Worten urtheilt Hart über Stirner, aber sie werfen ein scharfes Licht auf Hart selbst. Diese „Kultur der allernächsten Nähen“ macht ihm wenig Sorgen. Auf das Große, Ganze will er gehen, mit einem Wort, eine Weltanschauung schaffen. Da ist das erste große Fragezeichen, das wir machen müssen. Kann es uns überhaupt gelingen, eine

lindenlose Weltanschauung festzulegen? Doch vielleicht meint das Hart selbst nicht, es stünde auch im Widerspruch mit seinen eigenen Anschauungen. Er denkt also nur an eine Möglichkeit, die Welt im Zusammenhange zu begreifen, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem sich alles auf einmal überschauen läßt. Da aber solche Weltanschauung nicht übernommen, sondern selbst in heißem Bemühen erworben werden muß, so zeigt Hart den Weg, den er selbst ging, durch die Weltanschauungen aller Zeiten und Völker hindurch. Darin liegt eine Schwäche und ein Vorzug. Die Betrachtungsweise Hart's geht durchaus nur auf die geistigen Momente, die sich von einem Jahrhundert ins andere ziehen, und für das Aufstehen neuer Ideen weiß er keine andere Erklärung als ihre Ableitung aus ideellen Vorgängern, nur in einem Punkte geht er auf mehr materielle Ursachen ein, nämlich auf Klassenunterschiede. Das ist immer eine bedenkliche Sache, und auf keinen Fall kann der Klassenunterschied, noch dazu ein sehr beschränkter, so umfassende Veränderungen im Geistesleben hervorzurufen. Freilich, wäre eine Geschichtsauffassung, die bloß alle geistigen Elemente als entscheidend ansieht und in den Vordergrund rückt, vollkommen genügend, um alle Fragen zu lösen, hier hätte sie ein vorbildliches Muster. Staatsmänner, Feldherren, Philosophen, Mathematiker, Naturforscher, Maler, Bildhauer, Dichter, alle ziehen sie an uns vorüber, jeder in seiner Eigenart erfährt, und einer mit dem anderen in Beziehung gesetzt, und über Jahrhunderte hinweg reihen sich die großen Männer zur unauf löstlichen Kette. Sehr hübsch ist die Charakterisierung der bürgerlichen Kulturwelt, wie sie sich vom sechszehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert entwickelt. Der phantasiereiche Renaissance-mensch des sechzehnten wird zum kühlen Verstandes-menschen des siebzehnten Jahrhunderts, um im achtzehnten ganz dem Gefühl zu leben, bis es im neunzehnten Jahrhundert zum großen Kampfe zwischen Gefühl und Vernunft kommt, an dessen Folgen unserer Zeit krankt soll. Denn für Hart existieren keine anderen Gründe, wenigstens vernachlässigt er sie vollkommen. Doch diese Einseitigkeit ist zugleich des Dichterphilosophen Vorzug. Mit wunderbarer Kraft und Treue verfenkt er sich in jede Anschauung, und sich wieder von ihr zu befreien. Man fühlt den Entwidlungsgang der Menschheit, wie er sich in einem einzigen Individuum, in Hart, wiederholt. Daher diese plastische Darstellung, der für jeden Gedanken eine Fülle von Bildern und Vergleichen zu Gebote steht. Und so vollkommen lebt sich Hart in jeden Gedankenkreis hinein, daß man überrascht ist, wenn er ihn wieder überwindet.

Man hat einmal gesagt, daß in jedem Irrthum Wahrheit steckt, und wahrlich, Hart versteht es, aus dem verworrensten Gedanken-Labyrinth ungeahnte Schätze ans Tageslicht zu ziehen und aus dem Schutt zusammengefügter Systeme werthvolle Trümmer zu retten. Doch bevor er gewissermaßen die Wanderschaft durch die Todtenstadt der Philosophie beginnt, setzt er sich noch mit Nietzsche auseinander, der der Lieblingsphilosoph unserer delatenden Jugend geworden ist. In der That, die Kritik, die an Nietzsche geübt wird, ist vernichtend, und der Nachweis der ganzen Philisterede, die in der Herrenmoral steckt, wird mit einem bewundernswürdigen Aufwand von Witz und Geist geführt. Doch weshalb gerade Nietzsche der Abgott dieser Bourgeoisie wurde, dafür bleibt Hart jede Antwort schuldig — weil ihm die materialistische Geschichtsauffassung gänzlich fern steht. Derselbe Bourgeoisie, die noch vor hundert Jahren für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit schwärmte, ist heute gerne bereit, alle ihre demokratischen Ideale aufzugeben, wenn sie nur damit ihren Untergang aufhalten könnte. Und das verächtliche Herabsehen auf die rohe Masse, auch die Betonung der Aristokratie des Geistes ist eine sehr dürftige idealistische Hülle für das materielle Klasseninteresse, das auch Intelligenz und Bildung für sich monopolisiren möchte.

Die Darstellung des Buddhismus gehört zu den Glanzpartien des Buches. Ueberhaupt versteht es Hart wie selten einer, das Schwärmerische, Intuitive an den großen Religionsstiftern mit zur Erscheinung zu bringen und zugleich ihr geniales Denken hervorzuheben. Auch hier vermag manchmal die rein idealistische Auffassung, beispielsweise gerade bei der Darstellung Christi, von kleineren Widersprüchen abgesehen. Das Ziel, auf das Hart lossteuert, ist der reine Monismus, den weder Idealismus noch Materialismus, diese beiden entgegengesetzten philosophischen Systeme, erreichen und woran sie beide scheitern. So sehr wir darin mit Hart übereinstimmen, so müssen wir uns dennoch gegen sein Schlussergebnis wenden. Ein empfindendes Molekel scheint uns ebensowenig den Konflikt zu lösen, der Animismus Fechner's ist uns nicht die Erhellung des Problems.

Wir wollen eine Stelle aus einem kleinen Vortrage, den Ernst Mach schon im Jahre 1882 hielt, herfegen. Dam wird Hart vielleicht erkennen, wie viel er Gemeinsames mit diesem großen Denker hat, den er leider gar nicht zu kennen scheint. Die Stelle lautet: „Die Welt besteht aus Farben, Tönen, Wärme, Drücken, Räumen, Zeiten etc. die wir jetzt nicht Empfindungen und nicht Ercheinungen nennen wollen, weil in beiden Namen schon eine einseitige, willkürliche Theorie liegt. Wir nennen sie einfach Elemente. Die Erfassung des Flusses dieser Elemente, ob mittelbar oder unmittelbar, ist das eigentliche Ziel der Naturwissenschaft. So lange wir uns, den eigenen Körper nicht beachtend, mit der gegenseitigen Abhängigkeit jener Gruppen von Elementen beschäftigen, welche die fremden Körper, Menschen und Thiere eingeschlossen, ausmachen, bleiben wir Physiker. Wir untersuchen z. B. die Veränderung der rothen Farbe eines Körpers durch Veränderung der Beleuchtung. Sobald wir aber

*) Florenz und Leipzig, Verlag von Eugen Diederichs.

den besonderen Einfluß jener Elemente auf dieses Noth betrachten, welche unsern Körper ausmachen, . . . sind wir im Gebiete der physiologischen Psychologie. Wir schließen die Augen, und das Noth mit der ganzen sichtbaren Welt ist weg. So liegt in dem Wahrnehmungsfelde eines jeden Sinnes ein Theil, welcher auf alle übrigen einen anderen und stärkeren Einfluß übt, als jene auf einander. Hiernit ist aber auch alles gesagt. Mit Rücksicht darauf bezeichnen wir alle Elemente, sofern wir sie als abhängig von jenem besonderen Theil (unserem Körper) betrachten, als Empfindungen. Daß die Welt unsere Empfindung sei, ist in diesem Sinne nicht zweifelhaft."

Nun mag Hart entscheiden, ob hier in wenigen Worten nicht viel klarer ein Endresultat ausgedrückt ist, als er es in dithyrambischer Weise auf zahlreichen Seiten gethan hat: Das haben wir nämlich auch noch formell an Hart's philosophischen Darlegungen auszufehen, daß sie uns durch blendenden Stil und geistreiche Gedanken über-rumpeln, statt durch klare Uebersichtlichkeit überzeugen wollen. Und noch in vielem, worin Hart mit Nach übereinstimmt, kann er sich an diesem ein Muster nehmen. Der Kausalität rückt Nach noch ganz anders an den Leib, als Hart mit seinem dichterischen Pathos, und der Monismus Nach's nimmt es leicht auf mit dem „neuen Gott“, mit dem „Welt-Zeh“ auf, wie es Hart darstellt.

Doch bei all der Zustimmung und der Freude über das schöne Buch können wir nicht den Gedanken unterdrücken, daß wir zu solch philosophischen Waffengängen noch lange Zeit haben. Die Frage nach der neuen Kultur ist für uns im Wesentlichen die Frage nach dem Träger der neuen Kultur, die Frage, auf wen sie übergeht, und so wenig die Antwort darauf für uns zweifelhaft ist, so wichtig erscheint uns die Erörterung, wie sich das Proletariat, der zukünftige Herr der Zeit, in den Besitz seines Erbes setzt; und mit dieser „Aufgabe der kleineren Tagesgeister“ wollen wir uns vorläufig beschäftigen. — phil.

Kleines Feuilleton.

Aberglaube in Rußland. Die Unwissenheit, die unter der Bevölkerung Rußlands zum großen Theile noch herrscht, zeitigt sonderbare Erscheinungen. Unter den Bewohnern der Stadt Now am Don verbreitete sich die Nachricht, daß das „Väterchen Don Zwanowitsch“ — so nennt das Volk den Fluß — in den Abendstunden stöhne, was ein sicheres Zeichen für das Erscheinen des jüngsten Tages sei. Jeden Tag versammelte sich in der siebenten Abendstunde eine Menge von 200—300 Personen am Ufer des Flusses und wartete, bis der Fluß zu stöhnen begünne. Bei den ersten kläglichen Lauten, die die Luft durchzitterten, erfaßte die Menge ein solches Entsetzen, daß sie mit Grauen auseinanderstob. Die Unruhe der Bewohner war in stetem Wachsen begriffen, als endlich festgestellt wurde, daß auf dem gegenüberliegenden Ufer bei einem gewissen Wobolaski die Kuh erkrankt sei, deren jämmerliches Geschrei Abends, wenn es ringsum still geworden, über den zugefrorenen Strom hinüberhalle. Bei einer solchen Leichtgläubigkeit der Leute ist es nicht verwunderlich, daß sich Individuen finden, die daraus ihren Vortheil ziehen. Vor einigen Tagen starb in Nikolstojä (Gouvernement Orlow) ein Bauer Namens Wassili Stäpanof, der in der ganzen Gegend eine geradezu göttliche Verehrung genoß. Er war in seiner Jugend Kaufmannslehrling gewesen, hatte darauf Pilgerfahrten unternommen und lehrte nach der Heimath zurück, um das Leben eines Einsiedlers zu führen. Bald hatte er einige „Jünger“ gefunden, die unbedingt an seine Heiligkeit glaubten und ihn in den Ruf eines Heiligen und Weisen brachten. Aus der ganzen Gegend pilgerten die Bauern mit Geschenken zu ihm, um des Schutzes des „Vaters Wassili“ theilhaftig zu werden, oder seinen Rath zu erbitten oder ihn zum Schiedsrichter anzurufen. Blindlings und ohne zu murren, fügte man sich seiner Entscheidung. Seine Macht war eine so große, daß Eltern ihren Kindern eine Heirath mit Personen nicht einzugehen gestatteten, die dem „Einsiedler“ aus irgend einem Grunde mißfielen. Uebrigens hat der „Vater Wassili“ noch einen Konkurrenten, den Bauer Zwan Fomin, der in der Nähe wohnt und jetzt noch mehr Zuspruch haben wird. Zwan Fomin hat sich eine Höhle gebaut und das Gelübde des Schweigens abgelegt. Im Gegensatz zum Vater Wassili, der sehr zugänglich war, befolgt Zwan Fomin ein anderes Prinzip. Nur insolge reichlicher Geschenke gestattet es seine Schwester, ihn zu sehen, und nur ganz besonders Auserwählten gegenüber läßt er sich herbei, ihnen ein segnendes Wort zu sagen. Außerdem hat er jetzt noch einige Höhlen in seiner Nähe gebaut und in deren Nähe Brunnen gegraben. Das Wasser aus denselben erwerben die Bauern, um es als Heilmittel gegen Krankheiten und Wunden zu brauchen. In einer der Höhlen ein, zwei Tage zu leben, ist ein großes Verdienst und zwar ein moralisches für Fomin's Verehrer und ein materielles für ihn selbst, denn jeder Besucher hält es für seine Pflicht, zum Unterhalt des Wundermannes beizutragen. In den Höhlen hängen Heiligenbilder und vor diesen kleine Lämpchen, die Tag und Nacht durch ihren spärlichen Schein auch die dunklen Räume erleuchten; hier liegen die Andächtigen stundenlang auf dem Knieen. Aber nicht diesem Brunnwasser allein, sondern auch dem Sande, welcher in der Umgegend dieser Höhlen liegt, legen die abergläubischen Besucher eine besondere Wirkung bei und nehmen ihn oft in ihre sehr ferne Heimath mit. —

Trinkfrohe Zeiten. Im 16. Jahrhundert war man in vielen Orten Deutschlands der Meinung, öffentliche Angelegenheiten, mochten es wichtige oder minder wichtige sein, nicht besser erledigen zu können, als wenn auch water dabei getrunken werde. So z. B. betrug im Jahre 1539 die Einnahme der Stadt Meppen annähernd 335 Gulden; bei Ablegung der Jahresrechnung wurden von dem letztgenannten Betrage 33 Gulden 22 Schillinge, also mehr als der zehnte Theil der gesamten Einnahme, wie es in der Rechnung heißt, vertrunken. Im Jahre 1549 schloß der Bürgermeister mit dem Kuhhirten des städtischen Viehes eines Vertrag ab, wobei 6 Kannen Bier getrunken wurden; bei Ankauf eines Stücks Hornvieh 5 Schillinge „vertrunken“. Im Jahre 1588 forderte der Magistrat in Meppen die Einkünfte der Stadt ein, wozu er sich sechs Wochen Zeit nahm. Dabei wurden für 19 Thaler 8 Schap Bier getrunken. —

Literarisches.

Ueber die armenische Presse schreibt die Stuttgarter Halbmonatschrift „Aus fremden Zungen“: Von allen Völkern des Orients ist es das armenische, das die größte Anzahl von politischen, literarischen und Handelszeitungen besitzt, die sich bis ins ferne Indien verbreitet haben. Auch ist der armenische Journalismus schon über ein Jahrhundert alt. Im Jahre 1794 wurde das erste Journal von einem Priester Namens Pascal Schemawonian gegründet und hieß „Aztarar“. Doch alle von da ab erschienenen Blätter wurden durch den 1846 gegründeten „Haïasdon“, das offizielle Organ des armenischen Zivilraths, in den Schatten gestellt, das alle nationalen Angelegenheiten zu leiten hatte und dem Volke große Dienste leistete. Später wurde es durch den „Massis“ (Ararat) ersetzt, der sich heute in eine monatliche Rundschau verwandelt hat und das Organ des öffentlichen Unterrichts ist. Die meisten armenischen Journale erscheinen in Konstantinopel, etwa zehn an der Zahl. Das werthvollste darunter ist die literarisch-kritische Zeitschrift: „Haïrenik“ (Waterland), unter dessen Redakteuren sich der Dichter Afschak Tschobanian befindet. Die Mitarbeiter des „Haïrenik“ sind alle Neuerer, gewissenhafte Kritiker und energische Kämpfer, denen leider in Konstantinopel durch die türkische Regierung die Hände sehr gebunden werden. Die katholischen Armenier besitzen gleichfalls ihr Organ: „Padgor“ (Bild), eine zweimal wöchentlich erscheinende religiöse, literarische und wissenschaftliche Revue. Der literarische Theil nimmt in allen Zeitschriften einen großen Raum ein. Im Mittelpunkte Armeniens, im Kloster Barak am Wausee, wurden 1856 eine Buchdruckerei und eine Zeitung gegründet durch den Eifer eines jungen Geistlichen, Megheritsch Krimain, der seinem Vaterlande große Dienste leistete. In Smyrna erscheinen nächst Konstantinopel die meisten armenischen Zeitungen, und dort ist der Boden umso günstiger, da der Hafen in direkter Verbindung mit dem ganzen Auslande steht. Ueber ganz Rußland sind armenische Zeitungen verbreitet, darunter die bekannteste „Nor-Dar“ („Das neue Jahrhundert“), die ihre Korrespondenten in allen Hauptstädten Europa's besitzt. Die luxuriöseste armenische Revue in Rußland ist die „Arane“, 1887 in Petersburg gegründet. Sie erscheint nur zweimal jährlich, 250—300 Seiten stark und in ungemein vornehmer Ausstattung. In der Schweiz, in Venedig, Wien, London, Paris und New-York erscheinen gleichfalls armenische Blätter, wie sich solche ebenso im ganzen indischen Archipel verbreitet haben. —

Völkerkunde.

Der Mensch tiger. Seit Jahren ist es bekannt, daß in Java und Sumatra beim Volke die Ueberzeugung herrscht, daß gewisse Menschen sich in Königstiger verwandeln können. Professor de Groot veröffentlicht nun in den „Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Ned.-Indie“ eine Arbeit, worin er namentlich aus chinesischen Schriften, die bis 2000 Jahre zurückreichen, die Rolle nachweist, die der Mensch tiger in Hinterindien und China spielt. Aus diesen Schriften geht, wie de Groot am Schlusse seiner Arbeit noch besonders heraushebt, folgender Ideengang hervor: Die Veränderung von Menschen in Tiger ist die Folge von Krankheit und Trisim; — man kann die Wertiger (weertigers, altdentsch vor, Mann — lateinisch vir, oder mit wer, Kleid, zusammenhängend) dadurch unschädlich machen, daß man ihren Namen nennt und zeigt, daß man sie kennt. Die Möglichkeit, sich in einen Tiger zu verändern, ist gewissen Gruppen von Personen, oder Bewohnern von bestimmten Landstrichen besonders eigen; — Tiger können sich in Menschen verwandeln; — Wertiger sind in ihrer Menschengestalt an gewissen äußeren Zeichen kenntlich. — Die Seele eines Menschen kann sich nach dem Tode in einen Tiger verwandeln. — Man kann die Tigergestalt durch Hilfe von Zaubersprüchen und Formeln annehmen. — Es giebt eine theilweise und langsame Umbildung von Menschen in Tiger und umgekehrt, ein Beweis dafür, daß Seelenwanderung keine Rolle bei der Veränderung spielt. — Die Veränderung in einen Wertiger kann eine Strafe von höherer Hand sein. Auch Frauen können Wertiger sein. — Wertiger sind den Menschen durchaus nicht immer feindlich gesinnt. — Gegen Wertiger verschaffte das Volk sich selbst Recht. — Sie wurden auch wohl von der Obrigkeit bestraft. — Man kann auch Wertiger werden, wenn man sich eine Tigerhaut unnimmt. — Legt man die Haut ab, so wird man wieder Mensch. — Eine Verwundung, die dem Wertiger beigebracht wird, ist auf dem übereinstimmenden Theile des menschlichen Körpers sichtbar. — Der Mensch tiger ist ein Leichenfresser und

Sirchhofschänder. — Der Chinesische Wertiger kann ein gewöhnlicher Tiger sein, der sich die Seele eines verschlungenen Menschen als Sklaven und Beschützer hält. — Die Seele treibt ihn immer zu neuem Menschenmord. — Der Tiger zwingt sie, in den entseelten Körper zurückzulehren und denselben zu entleiden. — Sie löst Menschen in Fallen und Gruben und verändert Menschen absichtlich in Tiger. Aus der Abhandlung von Prof. de Groot geht schlagend hervor, daß der Wertiger bis in seine Einzelheiten unförmig Berwölke entspricht, wie dieses schon N. Andree in seinen „Ethnographischen Parallelen“ nachgewiesen hat. — („Globe.“)

Psychologisches.

c. Geschmackssträume. Eigenartige Versuche hat der amerikanische Psychologe William Monroe angestellt, um die Bedeutung zu untersuchen, die den verschiedenen Sinnesgebieten für unser Traumleben zukommt. Seine letzten Untersuchungen beziehen sich auf den Geschmack. Die Versuchspersonen mußten vor dem Schlafengehen den Mund spülen und dann eine zerdrückte Gewürznelke auf die Zunge nehmen. Zehn Nächte hintereinander mußte dies fortgesetzt werden; alle Einzelheiten der Träume, die noch erinnerlich waren, wurden am nächsten Morgen notirt. Die Versuchsreihe wurde mit 20 Studentinnen durchgeführt; über 254 Träume wurde ein Bericht geliefert. In 123 Träumen herrschten Vorstellungen, die aus dem Bereich des Gesichtsinns genommen waren, vor, in 17 solche aus dem Bereich des Gehörs, in 36 Träumen spielten Vorstellungen von Bewegungsempfindungen die Hauptrolle, in 17 der Geschmack und in 8 der Geruch. Bei drei Versuchspersonen trat die Gewürznelke direkt im Traume auf. Eine Studentin träumte, daß sie die Gewürznelken ganz deutlich schmeckte; eine, daß sie sie ab; eine dritte, sie hielt einen Vortrag über den Import von Gewürznelken von den Molukken; die letzte sah dies darauf zurück, daß sie sich kurz vorher mit Handelsgeographie beschäftigt hatte. Mehrere Studentinnen träumten auch, daß sie Früchte gegessen hätten, wobei die Orangen am häufigsten erwähnt wurden. Eine der Versuchspersonen empfand im Traume den Geschmack von Bernuth, was wohl die Folge einer Diszussion darüber, ob man zu den Experimenten Bernuth oder Gewürznelke nehmen sollte, war. In den Träumen spielte aber auch der Geruch eine bedeutende Rolle. Eine Versuchsperson träumte, daß sie Gewürze rieche und sehe, eine andere empfand deutlich den Geruch vom Esstocher, obwohl Diffe aus einer Stiche unmöglich zu ihr gelangt sein konnten. Eine dritte glaubte im Traume, den süßen Geruch der Schlüsselblumenblüthen einzuziehen; sie hatte am Tage vorher diese Blumen gezeichnet. Wieder eine andere berichtete, sie habe im Traume den Erdbeis Affen in Sand modellirt und dann seien sich riechende Erbsen aus dem Sande gewachsen; an den vorhergehenden Tagen hatte sie eine Reliefkarte von Asien modellirt und vorher Pflanzen eingeseht, um ihr Wachsthum zu beobachten. Bei einigen Versuchspersonen war der Inhalt weit hergeholt. So träumte eine, das Haus, in dem sie schlief, stünde in Feuer — vor dem Einschlafen hatte sie die Bemerkung gemacht: „Ich werde die Gewürznelke fortnehmen müssen, sie brennt mir den Mund aus.“ —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Giftigkeit des Taumelloh'es. Der Taumelloh (Lolium temulentum), das bekannte giftige Gras unserer Wiesen, das wegen dieser Eigenschaft schon bei den alten Germanen den Namen „Loh's Hafer“ führte, ist neuerdings von einem deutschen Botaniker, Nestler, anatomisch genauer untersucht worden. Dabei fand sich, wie der „Prometheus“ berichtet, die merkwürdige Thatsache, daß diese Pflanze durchgängig schon von der Keimung an mit einem Pilze vergesellschaftet ist, dessen Fäden ihren ganzen Körper durchwuchern und ihren Sitz in bestimmten Gewebeschichten haben; in der Frucht g. W. finden sie sich in unmitttelbarer Nachbarschaft der Leberdrüse. Schon in den jüngsten Pflänzchen fand Nestler den Pilz stets in dem zarten Gewebe des Wachstumskegels vor, wogegen die Wurzel und die Blätter noch pilzfrei waren. Mittels eines geeigneten Entleimungsverfahrens ließ sich jedoch nachweisen, daß er nicht von außen eindringt, vielmehr entwickelt er sich Schritt für Schritt mit dem Graje selbst in ähnlicher Weise, wie die Wurzelpilze unserer Nadelbäume, der Erle und anderer Gewächse es nach den bekannten Untersuchungen Frank's thun, ohne ihren Wirthen zu schaden. Ob, wie hier, auch in dem Falle des Taumelloh'es der Pilz ein gegenseitiger ist, indem der Pilz der grünen Wirthspflanze für die ihr entnommene Nahrung selbstbereitete Stoffverbindungen liefert, ist noch zweifelhaft; bisher kann man diesen eigenartigen Fall von Lebensgemeinschaft wohl nur mit dem des amerikanischen Wasserfarus Azolla vergleichen, in dessen eigenthümlichen Blattohlungen sich ohne Ausnahme die bekannten Rosenfranzösiere einer Knoten-Alge (Anabaena Azollae) finden. Dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich aus dem regelmäßigen Vorkommen des Pilzes auch die Giftigkeit des Taumelloh'es erklärt, wenn man bedenkt, daß dieser das einzige unter den gewöhnlichen Umständen giftige Gras ist. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

— Die Selbstentzündung der Kohlen. Die „Chemiker-Zeitung“ berichtet nach der österreichischen „Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen“: Die nordamerikanische Admiralität hat

über die Selbstentzündung der Kohlen Versuche anstellen lassen und werthvolle Andeutungen zur Verhütung dieser Erscheinung gemacht. Anthracitkohle ist ungefährlich; nur fette und bituminöse Kohlen sind feuergefährlich. Die Entzündung der Kohlen kann hervorgerufen werden durch Kondensation und Absorption des Sauerstoffs der Luft durch die Kohle, wodurch die Temperatur so weit erhöht wird, daß eine chemische Verbindung zwischen den Kohlenwasserstoffen und dem Sauerstoff stattfinden kann. Dieser Fall tritt leicht ein, wenn die Kohlen sehr klar und flüchtig sind, wenn die Außentemperatur ebenfalls hoch ist und die nöthige Ventilation fehlt. Eine andere Entzündungsursache ist die Einwirkung der Feuchtigkeit auf den Schwefel vieler kieshaltiger Kohlen; hierbei wirkt weniger die Wärme der chemischen Reaktion, als der Umstand, daß dadurch die Kohlen zersprengt und zerbrochen werden und so geeigneter für die Sauerstoffaufnahme sind. Am Lande verursachen meist kieselige Kohlen Entzündungen. Zu beachten ist hier, daß die Kohlen geschichtet auf Eisenboden lagern, die Träger aus Eisen oder Mauerwerk bestehen, die Lagerhöhe 2—2½ Meter nicht übersteigt und Dampf- und Feuerrohre mindestens 6 Meter davon entfernt sind. Für Seereisen darf die Kohle nicht früher als 1 Monat nach der Förderung verladen werden. —

Humoristisches.

— Ein Pechvogel. „... Der Schulze hat doch unerhörtes Pech. Der ist gestern auf der Straße überradelt und im Avancement übergegangen worden.“ —

— Stilleblüthe. (Aus einem Aufsatz über die großen Schweineschlächtereien in Chicago.) „... Hier wartet der Tod auf die Schweine, um als Wüchsenfleisch verkauft zu werden.“ — („Jugend.“)

— Der Zinner Löschzug. Auf dem letzten in Gonsawa abgehaltenen Gerichtstage wollte eine Frau auf ihrem Grundstück einen Posten löschen lassen. Der Amtsvorsteher bedeutete indeß der Antragstellerin, daß hierzu die Anwesenheit eines in Zinn wohnenden Vornundes nöthig sei. Eiligst begab sich die Frau nach dem Telegraphenamt, wo sie folgende Depesche an den Vornund aufgab: „Kommen Sie sofort herüber, löschen.“ Der Empfänger des Telegramms, selbst Feuerwehrmann, hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als — die Feuerwehr zu alarmiren und schleunigst mit der gesammten Spritzenmannschaft nach Gonsawa abzurücken. Da außerdem in Zinn Markttag war, der von zahlreichen Gonsawaer Bürgern besucht wurde, so ließen diese sofort alle ihre Geschäfte im Stich und schlossen sich den Feuerwehrmannschaften an, um schleunigst ihre Habe zu retten, die sie vom Feuer bedroht glaubten. Unter großer Heiterkeit löste sich schließlich das Mißverständnis. —

Notizen.

— Der namhafte zur Schule Zola gehörige Schriftsteller Paul Bonnetane ist als Regierungskommissar in Laos am 13. d. M. den Folgen des Tropenfiebers erlegen. —

— Ernst von Wolzogen's Lustspiel „Ein unbefährliches Blatt“ wird zu Anfang der nächsten Spielzeit im Neuen Theater in Szene gehen. Im Schauspielhause hatte es als angenommenes Stück über zwei Jahre gelogert. —

k. Ein Museum für Bozen. In Oesterreich wird, wie die Wiener „Vau-Industrie-Zeitung“ mittheilt, gleichzeitig von mehreren Seiten die Idee propagirt, auch in kleineren Städten Museen zu schaffen. So wurde von dem Maler Delug in Bozen ein Haus in itolierischem Renaissancestil eingerichtet. Die Innenräume stellen die verschiedenen Stil-Epochen dar und enthalten zugleich Sammlungen aller Art. In größeren Sälen wird eine Bibliothek und ein Lesesaal untergebracht, ferner sollen Vorlesungen, Konzerte und zeitweilige Ausstellungen in ihnen veranstaltet werden. Die Stadt Bozen hat der Unternehmung 10 000 Gulden zur Verfügung gestellt; das übrige Kapital wird von Bewohnern der Stadt aufgebracht. —

— Am 18. d. M. fand im Senatsszimmer der Berliner Universität eine Besprechung von Lehrern sämmtlicher deutschen Hochschulen statt. Es galt den bisher bei der Einrichtung volksthümlicher Kurse an den einzelnen Universitäten und technischen Hochschulen gemachten Erfahrungen, um über eine etwaige weitere Ausdehnung des volksthümlichen Unterrichts durch Hochschullehrer zu berathen. —

— Eine Expedition zur Erforschung der Malaria wird vom Deutschen Reich ausgesandt. Als Vorexpedition hat die wissenschaftliche Reise zu gelten, die Robert Koch im vorigen Jahre mit den Professoren Pfeiffer und Kofel nach Italien machte. Ihre Hauptreise wird die Malaria-Expedition unter der Führung Koch's der „Deutsch. med. Wochenschr.“ zufolge im nächsten Monat antreten. —

— Kulturblüthe. Aus New-York wird berichtet: Gegenüber dem Hotel Windsor standen bei der Brandkatastrophe Leute mit photographischen Cameras, die Momente aufnahmen machten, wenn Frauen, vom Schreck erfasst, in die Tiefe sprangen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 26. März.